Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 37 (1947)
Heft: 30

Artikel: Paulette setzt sich durch [Fortsetzung]
Autor: Garai, Louise
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-647891

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

8. FORTSETZUNG

Paulette SETZT SICH DURCH

ROMAN VON LOUISE GARAI

Ein Leberleiden, das er sich in Indien zugezogen hatte, wo er als Leibkoch eines Maharadschas tätig war, zwang ihn, diesen schönen Posten aufzugeben und ist seither die Ursache, dass er eine strenge Diät halten muss.

«Oh, Mademoiselle Ria», sagt er zärtlich, «kosten Sie! Meine Creme à la Maharadscha de Batarani! Ich kann nicht probieren... Meine verdammte Leber!» Und er schiebt ihr eine Glasschüssel hin, mit einer rosafarbenen Creme, über der sich ein indisches Türmchen aus Schaumgebäck erhebt. «Kosten Sie, meine Liebe!» Und er reicht ihr einen Löffel, kümmert sich nicht um die vielsagenden, lächelnden Blicke seines fünfköpfigen Küchenpersonals. — Begehrlich blickt Ria auf die Creme. Genäschigkeit, das ist ihre Todsünde. Geniesserisch, wie ein Kenner den zu prüfenden Wein, lässt sie einen Augenblick die köstliche Speise auf ihrer Zunge verweilen. — «Monsieur Dumas», ruft sie begeistert, «was für ein herrliches Gericht!» — «Essen Sie, essen Sie!» drängt Dumas und sieht ihr dann zu, in Gedanken seine Komposition mitgeniessend. «Spüren Sie... ein wenig herber Burgunder ist darin... der Biskuit ist wie ein Hauch, nicht wahr? Spüren Sie den Spritzer Arrak? die geriebenen Mandeln... ?»

Monsieur Dumas hat einen Lieblingsplan. Er möchte gern einmal in Paris ein Restaurant für Feinschmecker eröffnen. Heimlich hat er sich bereits eine Liste sämtlicher früherer Hotelgäste angelegt, denen er dann Einladungen schicken will. Eine Akquisition könnte er für dieses Restaurant noch gebrauchen, das wäre Mademoiselle Ria.

Da taucht plötzlich Pierre auf. Er begibt sich gerade ins Office zum Mittagessen. Er bleibt stehen, schaut auf die Creme. — «Sie sollten sowas nicht essen, Ria», sagt er mit spöttischem Seitenblick auf Dumas. «Rosa-Gelatine ist giftig...»

«Gelatine... Gelatine...», stöhnt Dumas auf. «Bist du wahnsinnig? Gelatine in einer Creme à la Maharadscha de Batarani?»

«Ach was», sagt Pierre wegwerfend, «deinen Maharadscha von Batarani, den kenne ich noch aus meiner Indienzeit. Um zehn Rupien habe ich ihm in Kalkutta ein Paar Hosenträger abgekauft.» — Dumas und Pierre stammen aus derselben Gegend und sind auch recht gute Kollegen. Aber wenn Ria dabei ist, werden sie zu Rivalen, die sich in grimmigen Wortschlachten bekämpfen.

«Du abgetakelter Matrose», schimpft Dumas drauflos. «In Indien warst du? Auf der Seine hast du eine wacklige Fähre gehabt und bist von einem Ufer zum andern gefahren und wieder zurück! Das waren deine Reisen nach Indien!»

«Aus der Zeit kenne ich dich doch», gibt Pierre schlagfertig zurück. «Dort in einer alten Kaschemme hast du deine Indienzeit erlebt. Und dort ist auch die Geschichte mit dem alten Zulukaffern passiert. Hundertfünf Jahre war er alt. Und er hätte noch ganz gut fünfzig Jahre gelebt, wenn er nicht von deiner Rosa-Gelatinecreme gegessen hätte...»

Lachend nimmt Ria aus den Händen des Hilfskochs die gefüllten Gemüseschüsseln, Fleischplatten, Saucieren in Empfang, stellt alles auf ihr Servierbrett und eilt in den Speisesaal.

Mit innigem Vergnügen nimmt sie dort wahr, dass sich die Aufmerksamkeit auf Monsieur Albert konzentriert. Die Veranlassung hierzu gibt Mademoiselle Titine. Sie kommt immer erst ein wenig spät in den Speisesaal, gewöhnlich erst dann, wenn das Essen im vollen Gang ist. Sie liebt, um in ihrer Bühnensprache zu reden, ein volles Haus. Ihr Auftritt ist dann um so effektvoller. Heute steuert sie auf den Tisch von Monsieur Albert zu, angeblich hat sie von dort eine bessere Aussicht auf die Berge. Schon nach kurzer Zeit hat sie Albert in ein Gespräch verwickelt. Er verhält sich zwar ein wenig reserviert, aber die bestrickend liebenswürdige Titine hat Routine darin, in der Unterhaltung mit bequemen Herren ein Gespräch quasi allein zu führen. Sie gibt sich selbst auf ihre Fragen Antwort, lacht über eigene Scherze höchst amüsiert auf. Das gehört schon gewissermassen zu ihrem Theaterberuf. — Sonniges Wesen, beschwingte Heiterkeit, alle Register des Lachens, alles nicht ganz echt und doch irgendwie zu ihr passend, wie das kunstvoll gebleichte, platinblonde Haar.

Das Märlein von dem Haupttreffer Alberts macht die Runde. — Die meisten der Gäste des Hotels sind sehr reich. In der Regel machen Ziffern, auch wenn sie eine beträchtliche Anzahl von dicken und wohlgerundeten Nullen im Gefolge haben, keinen allzu grossen Eindruck auf sie. Aber Millionen, die einem in den Schoss fallen, sind romantisch. Solche Millionen sind gewissermassen rein wie Gebirgsluft. Es klebt nicht der eigene Schweiss daran und nicht die Tränen anderer Menschen.

Unter den Gästen, die diskret flüsternd Ria fragen, ob die Geschichte von dem Haupttreffer Alberts auf Wahrheit beruhe, befindet sich auch der Bankier Rabaux. Er hat dieselbe Frage auch schon an Charles gerichtet. Und doch fragt er wieder. Und er hat in seinen Augen den grausamen Blick eines Habichts, der sich vergewissern will, ob die Beute, die er erspäht hat, sich der Mühe lohnt. — Wieder kommen neue Gäste in den Speisesaal. — Sie müssen heute erst angekommen sein, denn Ria kennt sie nicht. Oder vielleicht doch? Angestrengt späht sie zu ihnen hinüber.

Voran schreitet Charles, steif und eckig, als führte er einen Trauerkondukt. Ihm folgt ein älterer, soignierter Herr in der Haltung eines Mannes, dem das Befehlen zur zweiten Natur geworden ist.

Neben diesem Herrn schreitet ein junges Mädchen, klein, zierlich, in Weiss. Der seelenlose Blick, mit dem sie über die Gäste hinwegschaut, nichts und alles sehend, lässt, so wie ihre ganze Erscheinung, an jene Puppen denken, die in grossen Schaufenstern starr aus bemalten Ski-Paradiesen blicken, mit schickstem Sportpullover, Sportröckchen, Wollmütze, Wollschal angetan und mit dem zu jedem Kleidungsstück gehörenden Preistäfelchen

Einige Schritte hinter ihnen, aber sichtlich zu den beiden gehörend, folgt ein junger Mann, der — Mademoiselle Titine konstatiert es auf den ersten Blick, sie hat ja ein ausgeprägtes Gefühl für Bühnenerscheinungen — keine schlechte Figur macht. Nicht, dass er etwa das wäre, was man schön nennt. Aber er hat ein markantes und scharf gezeichnetes Gesicht, das irgendwie an Clark Gable erinnert. Energisch, trotzig, kühn, zwar noch ein Jungengesicht, das aber nichtsdestoweniger herbe Männlichkeit ahnen lässt.

Wie unwiderstehlich können wohl diese hellen Augen um Liebe betteln, denkt Mademoiselle Titine. Wie zornig können sie wohl schauen, wie hart und mitleidlos! Man wünschte sich ein Zornesfalte auf dieser glatten Stirn zu sehen! Wie schön müsste es sein, so durch das leichtgewellte Haar dieses interessanten, jungen Mannes zu fahren, mit dem eine leidenschaftliche Liebesszene zu kreiieren kein unangenehmer Gedanke wäre. Es müsste durchaus nicht eine Theaterszene sein...

Die drei haben an einem Fenstertisch Platz genommen.

Ria ist herbeigeeilt und steht diskret in der Nähe des Tisches, während Charles die Bestellungen aufnimmt. Der ältere Herr, den Ria sofort in Gedanken den «Präsidenten» nennt, wählt gründlich. Ria merkt, dass dann der junge Mann bemüht ist, Wesen und Haltung eines imponierenden Tischgenossen zu kopieren, aber dennoch recht befangen seine Wünsche bekannt gibt. Sie sind viel bescheidenerer Art. Aber auch so wird das Diner der jungen Mann nicht sehr billig kommen.

Plötzlich bleibt der Blick Rias auf dem Pullover des jungen Mannes haften. Drei Finger breite, blaue Streifen auf grauem Grund...

Man diniert also nicht im Zimmer 37! Man beliebt, hier unten zu speisen! Man hat sich plötzlich anders besonnen, junger Mann! Man will wohl auf einmal hoch hinaus?! Man sitzt da so lässig, so distinguiert, als gäbe es in dieser Welt keine Hotelstubenmädchen, deren mit liebender Hand gestrickte Pullover man trägt...

Einen Moment ist es Ria, als stürze sie zurück in die Hölle grenzenloser Verzweiflung. Als wäre Josefinens Schicksal ihr eigenes. So wund ist ihre Seele noch von jenen Tagen, da sie plötzlich ausgelöscht wurde aus dem

Leben eines Menschen, den sie mehr liebte, als alles auf der Welt.

Aber im nächsten Augenblick hat Ria dieses ihr selbst ganz unerklärliche Mitgefühl mit Josefine überwunden. Vielleicht muss jede Frau einmal in ihrem Leben so etwas durchmachen! Vielleicht muss es so sein!

Und den schlanken Hals stolz aufgereckt, steht sie da. Diesmal denkt sie nicht an die Kleinheit ihrer Gestalt. Diesmal ist es Stolz und Freude über sich selbst, über die Unabhängigkeit, die sie sich errungen hat. Sie ist ein freier Mensch. Aeusserlich frei, denn sie hat Geld. Innerlich frei, denn so töricht wird ihr Herz niemals mehr sein, einem Manne zu verfallen und wäre er ein zehnmal schönerer Adonis wie dieser junge Mann.

Mit einem kameradschaftlichen Blick schaut sie einen Augenblick lang auf die Berge. Gewiss, sie ist einsam wie diese, aber auch ihr kann das Menschengesindel nichts anhaben, so wie diesen unnahbaren, trotzigen Gesellen.

X.

Josefine

Sie geht scheu, wie verloren, durch die Welt, in der alles, was ihr bis jetzt lieb und teuer war, zusammenzustürzen droht, und sie versucht noch mit letzter Kraft, die schwankenden Pfeiler zu halten.

Drei Worte verfolgen sie, während sie mechanisch in den verschiedenen Zimmern ihre Arbeit tut. Drei Worte! Und es ist ihr so, als zersetzen sie wie schleichendes Gift ihr Blut, liessen es gerinnen, machten den Atem schwer, den Herzschlag stocken.

Drei Worte, von Jules ausgesprochen, so ehrfürchtig, als wären sie heilig. Immer wieder kehrten sie zurück, diese drei Worte, drangen in seine lauten, grüblerischen Ueberlegungen ein, wurden bestimmend, verlangend, gebieterisch . . .

Die grosse Chance . . .

Die grosse Chance, jenes unbestimmte Etwas, dem nachzujagen ein eisernes Gebot des Lebens ist. — Die grosse Chance, die es nur einmal im Leben gibt. — Die grosse Chance, die nicht zu nützen eine Sünde wäre. — Die grosse Chance, die man beim Schopf packen muss, wenn man es nicht sein ganzes Leben lang bereuen will, ein Tor gewesen zu sein . . .

Die grosse Chance . . . ! !

Wie war das?!

Konnte es sein, dass sie plötzlich in seinem Leben überflüssig war? Dass er ihrer Arbeit nicht mehr bedurfte, ihrer Sorge um ihn? Konnte dieses seltsame Etwas, das sich so knapp mit drei Worten umschreiben liess, wirklich alles, wie aus einem märchenhaften Füllhorn, mit vollen Händen schenken, alles, was ein junger Mensch sich erträumte?

Die grosse Chance . . . ! Woraus bestand sie? War es zu glauben?! Aus einem jungen Mädchen, das der Zufall gerade in jenen Zug steigen liess, in dem Jules zu ihr, Josefine, fuhr. Der Vater dieses jungen Mädchens war einer jener Männer, die zu den wahren Herrschern dieser Welt gehören. Ein Industriekapitän, so nannte ihn Jules.

Die grosse Chance! Sie ist da! Sie lässt Jules' Augen aufleuchten in einem leidenschaftlichen Feuer, wie es kaum in solcher Intensität in seinem Blick brannte, wenn er sie, Josefine, umarmte.

Die grosse Chance! Man hat sich für Jules interessiert. Mit erstaunlicher Anteilnahme, deren Ursprung er sich nicht deuten kann. Josefine aber ahnt es. Jules gefällt dem jungen Mädchen . . .

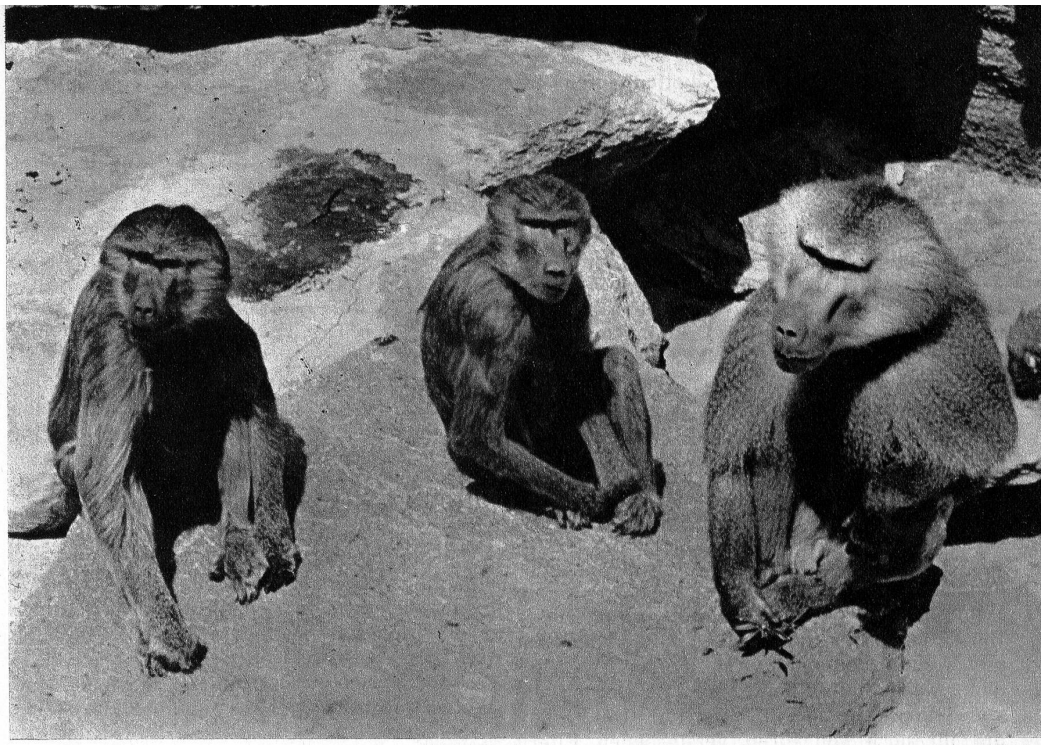
Wie kann Jules auf seinem Zimmer essen, wenn er mit der «grossen Chance» dinieren kann? Josefine muss das doch einsehen! Das wäre ja Selbstmord! Sie muss doch verstehen, wie unendlich bedrückend es für ihn sei, von ihrer Hände Arbeit zu leben. Sie muss doch fühlen, wie sehr er unter dieser Situation leidet, dass er nur den einen Wunsch habe, gerade Josefinens wegen die grosse Chance auszunutzen.

Und da gab es nichts mehr zu sagen. Sie musste ihn gehen lassen. Musste zurückbleiben, klein, armselig, ein Nichts, zermalmt vom Gefühl des Alleinseins.

Josefine müsste jetzt hinuntergehen in den kleinen Raum neben der Küche, wo das Personal seine Mahlzeiten einnimmt. Aber sie spürt, sie würde keinen Bissen hinunterwürgen können. Müde geht sie hinauf in ihr kleines Mansardenzimmer. Sie streift die Schuhe ab, legt sich aufs Bett. Ihr Kopf schmerzt, ihre Glieder sind wie gerädert. Doch plötzlich richtet sie sich auf, beginnt zu sprechen, als stünde sie noch vor Jules, im Zimmer 37. Ihre Empörung macht sich Luft. Und jetzt, zu spät, fallen ihr alle Argumente ein, die ihr die Möglichkeit gegeben hätten, mit der ganzen Kraft eines verzweifelten Herzens anzukämpfen gegen diese fürchterliche Gefahr: die grosse Chance!

«Bin ich nicht auch einmal in Deinem Leben die grosse Chance gewesen?! Damals, als ich in die kleine Werkstatt kam, um mein Fahrrad reparieren zu lassen. Was warst du damals? Ein mit Schmutz und Staub bedeckter, müder Arbeiter, ein gescheiterter Werkstudent, der monatelang krank im Spital gelegen war! Bist eben nicht der Mensch, der die Kraft hat durchzuhalten, sich das Geld zum Studium durch Arbeit zu verdienen und dann die Nächte zu lernen. Was wäre gewesen, wenn ich damals auf dem reparierten Fahrrad davongefahren wäre, auf Nimmerwiedersehen?! Auf einmal ist das alles vergessen?? Ist das möglich? Kann das sein? Jules! Jules!»

Sie sinkt wieder auf ihr Lager zurück, schliesst die Augen. Im Geist sieht sie die mattbrennende Lampe, mit den sie umtanzenden Nachtfaltern, und dahinter die primitiv zusammengehauenen Bretterwände, die einen Neubau umzäunen. Dort trafen sie sich oft. Sie merkten kaum, wie die Zeit verfloss, und



Mantelpaviane

In manchen Tiergärten treffen wir Freianlagen für Mantelpaviane, jene Hundsaffen aus den felsigen Hochgebirgen von Aethiopien und Nubien, die an den künstlichen Felsgebilden des ihnen eingeräumten Geländes ihre Spring- und Kletterkünste zeigen können.

Wenn sie, wie auf unserem Bilde, ihre hundemässig ausgezogenen Schnauzen zeigen und wenn sie auf allen Vieren gehen, wobei sie mit der ganzen Hand- oder Fussfläche auftreten, haben sie gar nichts Menschenähnliches, man begreift, dass man diese Affen als die tierischsten ansieht und wundert sich nicht, dass schon Aristoteles sie als Hundsköpfe bezeichnete.

Die Männchen machen in ihren silberschimmernden Umhängen einen imponierenden Eindruck, während die Weibchen ein schlichtes olivenbraunes Kleid tragen. Einige Eingeborenenstämme Innerafrikas haben sich die Haartracht der männlichen Paviane zum Vorbild genommen. — Neben diesem prächtigen Pelzschmuck fallen dem Besucher die roten Gesäßschwielen nicht gerade angenehm auf. Für die Paviane aber haben sie die Bedeutung eines Prunkstückes bei der Brunst.

Das starke Männchen auf dem Bild macht den Eindruck, als ob es gerade auf Futter wartet, was zunächst ihn allein angeht. Denn die Pavianenmänner führen eine wahre Schreckensherrschaft, besonders gegenüber den Weibchen, die ihnen auf Gnade und Ungnade ausgeliefert sind. Wenn man ihnen Futter zuwirft, wagen die Weibchen schon gar nicht heranzukommen, während die Männchen alles in sich hineinstopfen und noch dazu ihre Backentaschen dazu tüchtig füllen.

wie aus dem ungefügten Schottenhaufen des Neubaues sich allmählich Mauern formten, die aufwuchsen, ein Gesicht bekamen mit Fenstern und Türen, an den Fenstern schliesslich Gardinen hingen und Kinder im Vorgarten spielten.

Damals, ja damals . . .

Wie glücklich war er damals. Wie innig hat er sie damals geküsst, vor Freude umarmt. Hoch und heilig hat er versprochen, nur zu lernen, zu studieren, die Prüfung mit Auszeichnung zu bestehen und so schnell als möglich seinen Ingenieur zu machen. Wie erschüttert war er damals von ihrer selbstlosen Hilfsbereitschaft, wie gerührt von ihrer zu allen Opfern bereiten Liebe . . .

Alles vergessen, Jules! Alles . . . ! ?

Wie schön war doch das Leben in der kleinen, billigen Pension. Sie wohnten Zimmer an Zimmer, lernten, lernten, hörten einander die durchgearbeiteten Aufgaben ab. Denn Josefine wollte Lehrerin werden. Dieser Beruf lag ihrer Natur. Sie hatte unendlich viel Geduld, besonders für Kinder. — Aber dann waren mit einem Male die Sorgen da, von denen Jules nie etwas erfuhr. Der Onkel, der ihr noch von ihren verstorbenen Eltern her eine bescheidene Monatsrente auszuzahlen hatte, kürzte immer mehr, unter einer Flut von Entschuldigungsworten und mit beredtem Hinweis auf die schlechten Zeiten, den ohnehin nicht allzu hoh bemessenen Betrag.

Das Geld reichte nicht mehr für zwei . . .

Einer von ihnen musste über Bord gehen und versuchen, sich durch tüchtiges Schwimmen über Wasser zu halten.

Konnte sie Jules wieder zurückstossen in sein früheres Leben? Sollten alle von ihr bisher gebrachten Opfer vergeblich gewesen sein?

Und sie ging heimlich auf die Stellensuche.

Ja, Jules . . .

Deinetwegen wurde man Stubenmädchen, liess über sich die demütigenden Fragen der Stellenvermittlerin ergehen. Hatte dann zwei Tage später in einem Stadtbüro das Verhör eines misstrauischen Personalchefs zu bestehen, dem man erst nach langer Prüfung, hauptsächlich wegen der Kenntnis der englischen und italienischen Sprache, gut genug als Stubenmädchen für das Hotel Alpenblick war.

Und Josefine denkt an den Morgen zurück, wo sie die Pension unter dem Vorwand verliess, eine Tante in der Provinz besuchen zu müssen.

Bevor sie aus dem engen Gässchen hinaus auf den Boulevard trat, hatte sie einige Minuten unter einem Torbogen gestanden und zum Fenster des Mansardenstübchens hinaufgeblickt.

Jules erschien am Fenster, verschwand. Und in regelmässigen Zeitabschnitten tauchte sein Gesicht immer wieder am Fenster auf. Schwierige Lektionen pflegte er im Gehen zu erlernen. Vier Schritte vor, vier Schritte zurück, mehr Platz hatte der kleine Raum nicht.

Josefine lachte damals leise. Es machte ihr Spass, zu zählen. Nicht um den Bruchteil einer Sekunde verspätete sich der am Fenster auftauchende Kopf. Sie empfand so etwas wie Schöpferfreude. Ihr Wille hatte aus Jules einen neuen Menschen geformt. Sie war die treibende Kraft, die ihm neuen Lebenswillen, neuen Lebensmut gegeben hatte . . .

Und jetzt liegt sie weinend auf dem Bett, hat das Lachen gründlich verlernt . . . Und wie ein aufs äusserste erbitterter Bildhauer möchte auch Josefine jetzt am liebsten das grosse Werk zerstören, mit Gewalt zertrümmern und all das, was ihr Herz mit den edelsten Gefühlen erfüllt hat, in das Nichts zurückstossen . . .

XI.

Paulette

Sie hat das nie von Sorgen beschwerte, heiter in den Tag hinein lebende Wesen ihres Vaters geerbt. Auch in ihren Augen liegt sein fröhlicher, unbekümmerter Blick, und das ist es, was Ria immer so atembeklemmend ans Herz greift. — Egoistisch wie er, frei von Bedenken, keiner anderen Herrschaft untertan, wie der des eigenen Jochs, ist für Paulette jede gesellschaftliche Ordnung, die ihr Nachteile bringt, ein unerträglicher Zustand, der beseitigt werden muss. Sie sieht es nicht ein, dass alle die vornehmen Herrschaften, die sie zu bedienen hat, mehr bedeuten als sie. Paulette gehört zu jenen kräftigen Naturen, die alles vom Leben verlangen, entweder gründlich scheitern, oder, von einem gebieterischen Wollen nachtwandlerisch geführt, vieles im Leben erreichen.

Paulette braucht nicht viel, um ihre Weltanschauung bestätigt zu sehen. Ein Kleid der Mademoiselle Titine, aus dem sie einen Weinfleck entfernen soll, genügt ihr vollauf. Paulette hält das recht elegante, himmelblaue, am Ausschnitt mit einer silbergestickten Bordüre verzierte Abendkleid vor sich hin. Sie blickt in den Spiegel und fühlt, dass sie nicht mehr brauchte, als diesen «Fetzen», um eine vollkommene Dame zu sein. Und da jetzt gerade vier Uhr nachmittags ist, Kaffeezeit, und sie keine Störung zu befürchten hat, gibt sie der unwiderstehlichen Verlockung nach, streift ihr Kleid ab, schlüpft in das Abendkleid, das ihr wie angegossen sitzt. Nur der tiefe Rückenausschnitt wird dadurch beeinträchtigt, dass ihr Hemd, nicht auf weibliche Reize so offenherzig enthüllende Toilette eingestellt, den Rücken sittsam bedeckt.

Und Paulette schreitet durch das Bügelzimmer, gnädig herablassend, unsichtbaren, devot sich verneigenden Herren zunickend. Sie gibt unsichtbaren, dienstbereiten Stubenmädchen in recht knappem Ton ihre Wünsche bekannt. «Lassen Sie das Bad ein», «Francine, bringen Sie mein Frühstück», «Schliessen Sie das Fenster, merken Sie denn nicht, dass es zieht», «Wenn Besuch kommt, ich bin nicht zu sprechen, ausser für Herrn Direktor Krohnert . . .»

Wie aufs Stichwort läutet das Telephon.

Krohnert ist am Apparat und erkundigt sich, ob Madame Bertie schon im Bügelzimmer ist. Es soll nämlich — aber das erklärt er Paulette natürlich nicht — das Bügelzimmer in ein Gästezimmer umgewandelt werden, da eine stattliche Gruppe einer englischen Reisegesellschaft für morgen angemeldet wurde. Man wird auch gezwungen sein, auf Kosten der Bequemlichkeit des Personals, aus deren Zimmern Schlafgelegenheiten für Touristen zu schaffen. In der Regel hat ja auch das Personal nichts dagegen, denn mit der Höhe der Gästezahl steigt ja auch die Summe der Trinkgelder.

Paulette am Telephon will schon sagen, dass Madame Bertie noch nicht anwesend ist, aber triebhaft wie ein Kind, unterliegt sie dem in ihr übermächtig werdenden Wunsch, in dieser herrlichen Abendtoilette von Krohnert gesehen zu werden. So bejaht sie einigermassen befangen seine Frage, hängt dann den Hörer ab, und ist plötzlich zu Tode erschrocken über ihre eigene Kühnheit. Und mit einemmal ist es vorbei mit ihrem grossen Mut. Ihr Herz schlägt Sturm. Ihre Hände, die eiligst an der silbernen Bordüre nesteln, um die darunter versteckten Haken und Oesen zu öffnen, zittern.

Aber ihr Blick irrt zum Spiegel.

Paulette sieht eine ausnehmend hübsche, sehr elegante, junge Dame, die mit grossen und erschrockenen Augen aus dem Spiegel heraus ihr entgegenschaut. Das ist ein Paulette faszinierender Anblick. Ihr ist es so, als wäre sie aus einem armseligen Leben herausgeschlüpft in ein buntes, unerhört lockendes Dasein. Paulette macht den Versuch, sich zuzulächeln. Zuerst gelingt ihr nur eine starre Grimasse, dann erhellt ein wirklich schelmisches Lächeln das schöne Gesicht. Der Leichtsinn in ihr gewinnt die Oberhand. Was kann ihr denn schon viel passieren? Höchstens, dass auch Madame Bertie in ungeeignetem Moment eintritt. Ach was, soll auch diese eifersüchtige Person einmal sehen, was für eine Dame, nur durch widrige Umstände gezwungen, momentan als Stubenmädchen im Hotel Alpenblick Dienst tut.

Rasch probiert Paulette vor dem Spiegel noch einige Gesten, die sie Mademoiselle Titine abgelauscht hat. Die eine Hand lässig an die Hüfte gestützt, führt sie mit der anderen Hand eine unsichtbare Zigarette an den Mund, macht in dieser Pose einige kleine Schritte, den Blick nicht vom Spiegel lassend.

Und es kommt über sie wie ein Rausch, köstlich in den Nerven prickelnd, ihr Wesen von allen erdenschweren Hemmungen befreiend.

Es heisst: Kleider machen Leute! Zum Teil ist das wahr, zum Teil stimmt es nicht, wie das so bei allen Sprichworten ist. Aendern sich denn Leute wirklich, wenn sie andere Kleider tragen? Nun, wenn man Paulette ansieht, würde man diese Frage wohl bedingungslos bejahen müssen. Niemals noch leuchteten ihre Augen so verführerisch. Niemals noch lag in den üppigen Linien ihres Mundes eine solche Lebenslust. Wirkt die schlanke Figur nicht doppelt anmutig, durch die Folie des so gut sitzenden Abendkleides?

Die Tür öffnet sich, Krohnert tritt ein.

Verwundert blickt er auf die ihm im ersten Moment unbekannt scheinende Dame.

Leider macht Paulette eine instinktive Bewegung, die den Gesamteindruck ihrer Erscheinung beeinträchtigt. Sie legt rasch die eine Hand hinter den Rücken. Ihre Finger spreizen sich über das so vorwitzig aus dem Rückenausschnitt hervorblickende Hemd. Rätsel der weiblichen Natur. Gerade dieses Hemd, ohne das der Rücken recht frei entblösst wäre, löst in Paulette das Gefühl aus, unzureichend bekleidet zu sein.

«Seit wann tragen Sie bei der Arbeit eine Abendtoilette?» fragt Krohnert verwundert.

Das Kleid gehört Mademoiselle d'Ambrey. Und ich muss einen Weinfleck entfernen. Das tut man am leichtesten, wenn man das Kleid am Körper hat.» Paulette ist gar nicht verlegen und freut sich diebisch über die Sicherheit, mit der sie Krohnert anlügt. «Das Gewebe des Stoffes kann sich dann nämlich nicht verziehen, wenn man es mit dem Fleckenwasser einreibt.»

(Fortsetzung folgt)